

Christian Troll SJ

Mission und Dialog

Die Begegnung der Christen und Muslime aus dem Glauben

Die Muslime zählen heute weit über eine Milliarde. Ihre Gesamtzahl ist der der katholischen Christen weltweit vergleichbar. In Europa leben heute etwa 20 Millionen, in Deutschland weit über zweieinhalb Millionen Muslime. Außerdem sind Christentum und Islam mittlerweile praktisch über den ganzen Globus verteilt und „vernetzt“, sind weltweit präsent und aktiv. In unseren Tagen leben in fast allen Ländern der Welt – natürlich in den verschiedensten Konstellationen – Muslime und Christen als Nachbarn und Mitbürger, in gemeinsamer Verantwortung für das Gemeinwohl. Beide Religionen verstehen sich zudem von ihrem Wesen und Auftrag her als missionarisch und universal. Sie betrachten jeden Menschen als potentiell Mitglied ihrer jeweiligen Gemeinschaft. Niemand ist prinzipiell ausgeschlossen. Folglich sind alle und ist jeder grundsätzlich eingeladen, Mitglied der Gemeinschaft der Muslime oder der Gemeinschaft der Christen zu sein; anders ausgedrückt: Christentum und Islam sind auch „Konkurrenten“.

Am Anfang unseres Jahrhunderts waren eine ganze Reihe von Islamkennern und Missiologen der Meinung, die islamische Welt oder der Islam werde nicht in der Lage sein, mit den Herausforderungen der Moderne fertig zu werden, der Islam werde sozusagen an der Moderne zerbrechen. Heute, am Ende des Jahrhunderts, scheinen sich die Dinge fast umgekehrt zu haben. Nicht wenige, gerade auch muslimische Beobachter des Christentums fragen: Wird das Christentum die innere Kraft haben, den Herausforderungen, dem Druck der säkularisierten und materialistischen Gesellschaft standzuhalten? Erscheinen die Großkirchen im Westen, verglichen etwa mit den schnell wachsenden islamischen Gemeinden in Europa, nicht altersschwach, blutleer, arm an Glauben und Enthusiasmus: die Familienstrukturen zerrüttet, die Kirchen leer, stagnierend, verkrustet, lebensmüde? Andere würden jedoch sogleich einwenden: Eine solche Beschreibung, soweit sie überhaupt zutrifft, wird doch wohl kaum den Kirchen Asiens, Lateinamerikas und Afrikas gerecht. Sind die Kirchen dort nicht vielerorts jung und voller Lebenskraft?

Mit Blick auf den zeitgenössischen Islam bemerken gut informierte, muslimische sowie christliche Beobachter: Hinter der selbstsicheren, oft gar aggressiven Fassade und Rhetorik bestimmter muslimischer Kreise scheint sich wohl doch eine tiefere Sorge oder gar Angst zu verbergen; auch die Muslime als Gläubige

könnten am Ende größeren Schaden nehmen durch die genannte Säkularisierung und den Materialismus der modernen Gesellschaften, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. In der Tat konstatieren sensible, um den Kern des Glaubens und die genuine Glaubenshaltung besorgte muslimische Denker wenigstens in manchen, von der Moderne schon stärker geprägten Regionen der islamischen Welt einen Schwund an religiöser, ethischer sowie geistlicher Substanz, den auch eine noch so islamische sozial-politische Rhetorik kaum verbergen kann.

Vielleicht erklärt diese tiefer liegende Sorge zu einem gewissen Grad die exzessiv negative Reaktion weiter muslimischer Kreise gegenüber dem Westen, den die meisten Muslime übrigens immer noch allzu vereinfachend mit dem Christentum gleichsetzen. Die Überzeugung, daß der islamische Glaube und seine Verwirklichung dauernd – und gar bewußt gesteuert – vom christlichen Westen bedroht und untergraben werden, erklärt zu einem Teil die äußerst negative, von Ressentiments und Argwohn geprägte Auffassung, die die meisten Muslime von der christlichen Mission haben. Gespräche auf höchster Ebene über Theorie und Praxis christlicher und muslimischer Mission („da’wa“, wörtlich: Einladung) haben daran bisher nur wenig ändern können; eher schon das leuchtende Beispiel selbstlosen christlichen Dienstes an Armen und Kranken seitens auch in der muslimischen Welt bekannter Persönlichkeiten wie zum Beispiel Mutter Teresa und Organisationen wie Caritas Internationalis. Was sind nun aber die beiden Religionen gemeinsamen Elemente und wo unterscheiden sie sich wesentlich?

Gemeinsamkeiten im Bereich des Glaubens und der Sendung

Christentum und Islam haben vieles gemeinsam. Allah, der Gott der koranischen Offenbarung, ist eng verbunden mit JHWH, dem Gott des jüdischen Glaubens. Der Koran erwähnt (und spielt an auf) Ereignisse und Persönlichkeiten, die den Christen von der Bibel her vertraut sind, zum Beispiel Adam, Noach, Abraham, Jakob, Moses, David, Jesus und Maria. Der Gott, den die Muslime anbeten, ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, ein Gott, der seinen Willen kundgetan hat durch den Mund der Propheten. Er ist ein Gott, der die Menschen, die an seine Botschaft glauben und seinem Willen und Gesetz gehorsam sind, mit dem Paradies belohnt; ein Gott aber auch, der diejenigen mit der Hölle bestrafen wird, die undankbar sind und sich in ihrem Unglauben verbohren, die „kâfirûn“.

Beide Religionen, Christentum und Islam, sind von ihrem Wesen her universal ausgerichtete, missionarische Religionen. Christ sein heißt, teilzunehmen an der Sendung Jesu Christi durch bewußte Zugehörigkeit zum Pilgervolk Gottes, der Kirche. Diese ist wesentlich gesandt; sie konstituiert sich in der Erfüllung des an sie ergangenen Auftrags, Jesus Christus und seine Botschaft bekanntzumachen und wirkungsvoll darzustellen. Die christliche Kirche als Ganze und jedes ihrer

Glieder in Teilhabe lebt in, durch und für Sendung, Mission. Diese besteht aus den verschiedensten Elementen, im Grund aus jedem wirklich christlich gelebten Lebensakt wie etwa Gebet, Liturgie, Feier der Sakramente; Dienst an den Armen, Kranken, Unterdrückten und Ausgebeuteten; Kontakt, Austausch, Dialog und Zusammenarbeit mit den Anhängern anderer Religionen oder Ideologien; Verkündigung der Frohen Botschaft und die Einladung an Männer und Frauen, Mitglieder des christlichen Gottesvolkes zu werden und so effektiv teilzunehmen am umgreifenden Zeugnis der Kirche für die geoffenbarte Wahrheit – d. h. letztlich: Zeugnis geben für die Wirklichkeit des dreieinen Gottes, der sich im gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus in der Kraft des Heiligen Geistes offenbart.

Analog verhält sich auch die Gemeinschaft der Muslime („umma“), die in ihren verschiedenen Gemeinschaften und Gruppen sowie in den einzelnen Gläubigen berufen ist, konkret dem Willen Gottes zu entsprechen. Allerdings ist es wohl so, daß die Mehrzahl der Muslime den Willen Gottes weitgehend festgeschrieben sieht in den explizit geoffenbarten sowie den aus dem geoffenbarten Text folgenden Rechtsvorschriften.

Ein Muslim sein heißt, der islamischen Gemeinschaft, der „Gemeinschaft des Propheten“ („ummat un-nabi“) anzugehören, die sich unter der von der göttlichen Offenbarung abgeleiteten Scharia konstituiert und durch den von Gott bestellten, letzten Propheten damit betraut ist, Frauen und Männer einzuladen, Gottes geoffenbarten Willen gehorsam durchzuführen, stets im Blick auf das Lebensmodell des Muhammad. Mit anderen Worten: Der Muslim ist als Mitglied der islamischen Gemeinschaft damit beauftragt, andere zum „islām“ einzuladen, d. h. zur Hingabe an den in der Scharia formulierten Willen des Einen Gottes, als Mitglied der letzten, absolut unverfälschten und somit besten Religion, der „umma muslima“, der islamischen Gemeinschaft (Sure 3:19).

Der kürzlich verstorbene, bekannte indische Religionsgelehrte Muhammad Manzoor Nomani schreibt über die missionarische Aufgabe der Muslime heute:

„Der Missionsauftrag der Propheten/Gesandten umfaßt zwei Teile: zum einen das Wissen vom Islam, d. h. Rechtleitung in Glaube und Leben mittels des Wortes der Offenbarung zu empfangen, zum anderen den Islam den Mitmenschen zu verkünden, um sie von dieser Rechtleitung zu unterrichten und sie dazu zu bewegen, sie umzusetzen in ihrem Leben. Der erste Teil dieses Sendungsauftrags endete mit dem Abschluß der glorreichen Linie der (prophetischen) Gesandten ... Das Gesetz und die Rechtleitung, die der Prophet gebracht hat ... haben für immer die Notwendigkeit aufgehoben, einen anderen Gesandten von Gott her bestellen zu müssen. Der zweite Teil der apostolischen Aufgabe jedoch, die Verkündigung des Gesetzes und der Rechtleitung und die Aufgabe, die Menschen dazu zu bringen, sie ins alltägliche Leben umsetzen, geht dauernd weiter. Es ist einmaliges Privileg der Muslime, als Nachfolger des Propheten damit verantwortlich beauftragt zu sein, die Sendung der Propheten fortzusetzen und zu vollenden.“¹

Jegliche Bemühung, die Beziehungen zwischen den beiden Religionen zu verbessern, wird die genannten Daten in bezug auf den Sendungs- bzw. Missionsauftrag, so wie ihn der Glaube auf beiden Seiten erfaßt, respektieren müssen.

Bedeutsame Unterschiede und ihre Wurzeln

Trotz der Tatsache, daß die Christen und Muslime grundlegende Überzeugungen über Gott und die Schöpfung teilen, existieren auf der Basis der jeweils zugrunde liegenden Heiligen Schrift und des Lebensmodells der Gründer der beiden Religionen wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Religionsgemeinschaften. Dabei geht es nicht nur um wirtschaftlich oder sozial bedingte Variationen der gelebten Religion, sondern um Unterschiede auf der normativen Ebene. Die Texte der jeweiligen heiligen Schriften sowie das Lebensmodell des Gründers üben kontinuierlich eine prägende Wirkung auf Lehre und Praxis des gelebten Islam und Christentums aus. In dem Maß, in dem wir uns der Unterschiede zwischen den beiden Religionen in Lehre und Praxis, und somit auch hinsichtlich ihrer jeweiligen geschichtlichen Ausformung, bewußt werden, ermessen wir, warum das missionarische Miteinander der beiden Religionen eine solch delikate Angelegenheit, ein regelrechtes Minenfeld ist. Wir tun gut daran, diese Unterschiede ernst zu nehmen, gerade auch, um dauerhafte Fortschritte in der Qualität der Beziehungen machen zu können.

Ein wichtiges Konfliktfeld ist die verschiedene Glaubenssicht, die Muslime und Christen von Jesus und von Muhammad haben. Die Muslime stellen mit Recht die Tatsache heraus, daß die Christen über Jahrhunderte Muhammad verfemt haben, während sie, die Muslime, basierend auf den Aussagen des Koran, stets mit Ehrfurcht und Liebe das Andenken Jesu und seiner Mutter Maria bewahrt und verteidigt haben. Erst seit Beginn dieses Jahrhunderts haben christliche Kenner des Islam als Christen ernsthaft damit begonnen, den Propheten des Islam objektiver und oft auch anziehender und sympathischer darzustellen und seiner religiösen Bedeutung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen spricht mit sehr positiven Worten über den Glauben und die Glaubenspraxis der Muslime und damit implizit natürlich auch über Muhammad, sofern er, „der Gesandte Gottes“, der Gründer der muslimischen Gemeinschaft und „das schöne Vorbild“ (Sure 33:21) für jeden Muslim ist. Ausdrücklich jedoch erwähnen die Konzilstexte Muhammad nicht. Die Kirche sucht noch nach dem rechten Wort über Muhammad aus der Mitte der christlichen Glaubenssicht.

Die Christen haben ihrerseits erhebliche Schwierigkeiten mit dem Bild, das der Koran und eng daran anschließend die islamische Lehre und Literatur von Jesus zeichnen, ein Bild, das sich bewußt und an einigen Stellen durchaus polemisch gefärbt gegen die für den christlichen Glauben ganz und gar zentrale Lehre von Jesus als dem eingeborenen Sohn Gottes wendet. Der Koran stellt Jesus sowie auch seine Mutter Maria als zutiefst verehrungswürdige Persönlichkeiten von großer Heiligkeit dar. Jesus steht Gott sehr nahe und wirkt mit Gottes Erlaubnis Wunder, während der Muhammad des Koran keine Wunder wirkt, sondern ein

Wunder, das überzeugendste von allen, *überbringt*: den Koran. Dennoch, der Koran betont wiederholt und mit Vehemenz: Jesus ist ein strikt menschliches Wesen. Er ist nicht mehr – aber auch nicht weniger – als einer der großen Diener und Propheten Gottes. Der Koran weist die Gottessohnschaft Jesu mit Entschiedenheit und Leidenschaft ebenso zurück wie die christliche Lehre von seinem Tod und seiner Auferstehung. Diese Korrekturen, die der Koran an der christlichen Glaubenslehre vornimmt, widersprechen eindeutig der geoffenbarten Wahrheit, wie sie der Glaube der Kirche bekennt, und entstellen sie. Ebenfalls hat der Koran keinerlei Platz für die christliche Lehre vom dreieinen Gott. Die Tatsache, daß der Koran seine eigene, konsistente und voll ausgeprägte Christologie vertritt – ausdrücklich als Korrektur und radikale Kritik am Glauben der Kirche –, stellt eine ernst zu nehmende Barriere dar, auch auf emotionaler Ebene.

Sicher beeinflussen die zwei verschiedenen normativen heiligen Schriften und die zwei Lebensmodelle der Gründer die jeweilige Wahrnehmung und Anwendung der großen, Christentum und Islam gemeinsamen Prinzipien. Außerdem ergeben sich aus demselben Grund Unterschiede, wenn es darum geht, aus diesen Prinzipien die ethisch-sozialen Konsequenzen zu ziehen für das alltägliche Verhalten von Gruppen und einzelnen. Beide Religionen haben eben verschiedene Grundmodelle: Jesus von Nazaret und Muhammad von Mekka. So wie die gesamte geistliche Wirklichkeit des Christentums von der geschichtlichen Gestalt Jesu geprägt ist – oder doch zumindest von ihr geprägt sein möchte – und sich die Kirche sowie der einzelne Christ immer wieder am Geheimnis und Gesetz der dienenden Selbsthingabe Jesu in Leiden, Tod und Auferstehung messen lassen müssen, so ist, in analoger Weise, die Realität der islamischen Lehre und Praxis bei aller Unterschiedlichkeit von Gruppe zu Gruppe und von Ort zu Ort immer zumindest mitgeprägt von ihrem Grundmodell: dem Leben und der im Koran festgehaltenen, von Muhammad überbrachten offenbarten Lehre. Dabei ist das islamische Grundmodell wesentlich gekennzeichnet vom schließlichen Erfolg und Sieg der „umma“ schon hier auf Erden durch die „Anstrengung auf dem Wege Gottes“ („dijhâd fî sabîl Allâh“) und der im Koran geoffenbarten Methoden (unter anderem Predigt, umfassende islamische Gesetzgebung wo immer möglich, politische und militärische Aktion unter den in der Offenbarung bestimmten Bedingungen). Diesen Erfolg betrachtet der islamische Glaube einerseits als einen von Gott geschenkten Beweis für die Wahrheit des Islam und andererseits als eine Leistung des Muhammad, insofern und weil er mit Erfolg die Botschaft der Hingabe an Gott und der Brüderlichkeit in Gerechtigkeit in effektive politische Strukturen umsetzen konnte.

Das je verschiedene Grundmodell drückt den Hauptelementen der beiden Religionen seinen ihm eigentümlichen Stempel auf, durch alle geschichtlichen Variationen und Interpretationen in Praxis und Theorie hindurch: im Islam der ganz und gar über die Welt erhabene, transzendente Gott der Schöpfung und prophetischen Rechtleitung; im Christentum der dreieine Gott der freien Selbstmitteilung in

Schöpfung und Erlösung. Im Islam das Gesetz als potentiell alle Bereiche des Lebens regelndes Normennetz; im Christentum das normative Beispiel der radikal liebenden Selbsthingabe Jesu, das das Grundgebot des unbedingten Dienstes am Nächsten beinhaltet und den Anspruch erhebt, in radikaler Erfüllung des alten Gesetzes das neue Gesetz des Heiligen Geistes zu inaugurieren. Im Islam die menschliche Person als Diener und Stellvertreter Gottes, gerufen zu Gehorsam und zu Verantwortung gegenüber dem Willen Gottes, so wie er endgültig und definitiv im Koran geoffenbart worden ist; auf der Seite des christlichen Glaubens die menschliche Person als Bild Gottes, in Christus angenommen als Kind Gottes durch den Heiligen Geist. Im Islam Menschenrechte von Gott ausdrücklich geoffenbart und aufgetragen, determiniert und versiegelt sozusagen durch die göttlich sanktionierte Scharia; in der christlichen Lehre Menschenrechte begründet in der menschlichen Natur als solcher. Im Islam das Ideal der Utopie einer Gesellschaft, die durch ein theokratisch verstandenes Gesetz strukturiert und geführt wird; in der christlichen Tradition, so wie sie heute von den großen Kirchen autoritativ interpretiert wird, die Annahme, ja Forderung nach Pluralismus auf politischer, kultureller und religiöser Ebene.

Die sich stets wiederholende Erfahrung solch tief gründender Unterschiede im Hinblick auf das Verständnis der Prinzipien und Haltungen des jeweiligen Glaubens stellt den Willen beider, der Christen und der Muslime, zu Dialog und Zusammenarbeit auf eine harte Probe.

Die Last der Geschichte

Die Spannungen zwischen Christen und Muslimen sind allerdings nicht nur ideologisch-theologischer Art, sie sind auch und vielleicht sogar vorrangig von empirisch-historischen und soziologisch-wirtschaftlichen Faktoren mitbedingt. Am Anfang seiner prophetischen Verkündigung erwartete Muhammad, daß Juden und Christen den Anspruch seiner Botschaft und Person akzeptieren würden. Waren ihnen nicht dieselben Grundwahrheiten schon früher durch Moses und Christus verkündet worden? In Wirklichkeit lehnten die Juden von Medina Muhammad ab, und später stieß er auch auf Ablehnung seitens der Christen. So hat die Haltung des Koran zu den Christen zwei Seiten. Auf der einen Seite erklärt der Koran: „Du wirst sicher finden, daß unter ihnen (Polytheisten, Juden und Christen) diejenigen, die den Gläubigen am nächsten stehen, die sind, welche sagen: ‚Wir sind Christen‘. Dies deshalb, weil es unter ihnen Priester und Mönche gibt und weil sie nicht hochmütig sind“ (Sure 5:82). An anderer Stelle jedoch fordert der Koran die Muslime auf: „Kämpft gegen diejenigen, die nicht an Gott und nicht an den jüngsten Tag glauben und nicht verbieten, was Gott und sein Gesandter verboten haben, und nicht der Religion der Wahrheit angehören – von denen, denen das Buch zugekommen ist, bis sie von dem, was ihre Hand besitzt, Tribut entrichten, als Erniedrigte“

(Sure 9:29). Dieser Text ist immer wieder herangezogen worden, um die untergeordnete Stellung von Juden und Christen und die Kopfsteuer zu rechtfertigen, die in islamischen Gesellschaften den „Leuten der Schrift“ speziell auferlegt wurde.

Nach dem Tod Muhammads dehnte sich das arabisch-islamische Reich dramatisch schnell aus. Innerhalb von nur 100 Jahren entstand ein Reich, das, grob gesagt, den nahöstlichen und den afrikanischen Teil der damaligen christlichen Welt – und damit wohl ihren wichtigeren Teil – mit einschloß. So herausragende Zentren der christlichen Welt wie Jerusalem, Alexandrien, Antiochien, Damaskus, Karthago, Sizilien und der Großteil der Iberischen Halbinsel kamen unter muslimische Oberhoheit. Die wohl immer noch vorherrschende Meinung – im Westen, aber auch in Südasien unter den Hindus etwa – ist, daß der Islam „mit Feuer und Schwert“ verbreitet worden ist, mit Angriffskriegen und erzwungenen Konversionen. Die Muslime ihrerseits sind überzeugt, daß die Christen den Islam nur allzu willig annahmen. Sie betonen, daß der Islam keinen Zwang in religiösen Dingen duldet, und zitieren in diesem Zusammenhang immer wieder Sure 2:56: „Es gibt keinen Zwang in der Religion.“

Es ist eine historische Tatsache, daß von Ausnahmen abgesehen Christen im allgemeinen nicht gezwungen wurden, zum Islam überzutreten. Islamisches Recht und muslimische Praxis garantierten den Christen (und Juden) einen anerkannten Status als untergeordnete, jedoch beschützte Gemeinschaften („ahl adh-dhimma“) unter muslimischer Herrschaft. Der Druck auf Christen, zum Islam überzutreten, resultierte aus der Tatsache, daß die islamische Gesellschaft der klassischen Zeit höchst erfolgreich war, nicht nur in religiöser, sondern auch in kultureller, politischer und militärischer Hinsicht. Über Jahrhunderte hin war die islamische Zivilisation weit höher entwickelt als die des westlichen Christentums. An diesem Erfolg und seinem Glanz als voll gleichberechtigte Mitbürger teilzunehmen war einem Christen oder Juden auf permanenter Basis nur möglich, wenn er durch Konversion volles Mitglied der „umma“ wurde.

Hier kann man durchaus fragen, ob die Muslime in genügendem Maß das bis heute lebendige Ressentiment der in der islamischen Welt ansässigen, alten christlichen Kirchen verstehen können bzw. zu verstehen bereit sind – oder auch die Angst jüngerer christlicher Minderheiten (zum Beispiel in Pakistan und im Sudan) vor der Einführung der religiös-politischen Strukturen der Scharia seitens der muslimischen Mehrheit. Niemand wird es als leicht annehmbar empfinden, in dem Land, das er historisch als sein eigenes betrachtet, auf Dauer zum Status eines – wenn auch noch so beschützten – Bürgers zweiter Klasse reduziert zu sein. Wenn wir dies hier so feststellen, sind wir uns bewußt, daß die Institution der „dhimma“ als solche und sicher im damals gegebenen historischen Kontext durchaus positiv kontrastiert mit dem völligen Fehlen eines rechtlich definierten Status für Minderheiten innerhalb des Bereichs der mittelalterlichen Christenheit. Wir sind uns außerdem der Reconquista und ihrer Methoden bewußt, die im kol-

lektiven Gedächtnis der „umma“ ähnlich weiterleben wie die Eroberungen und die Herrschaft der Türken im Gedächtnis der Völker Südosteuropas.

Zudem wissen wir, daß die Ausbreitung des Islam nicht immer innerhalb von islamischen Herrschern erobelter oder verwalteter Gebiete stattfand. In Afrika, südlich der Sahara und in Südostasien etwa breiteten sich der islamische Glaube und die islamische Lebenspraxis wohl meist gewaltlos aus. Muslimische „Laien“, hauptsächlich Geschäftsleute, Handwerker und Gelehrte, fungierten als Prediger und führten Menschen zum Islam, vor allem durch das Zeugnis der einzelnen Gläubigen sowie durch die Praxis muslimischer Solidarität. Weitere bedeutsame Faktoren bei der Verbreitung des Islam waren Konversionen, veranlaßt durch Einheiraten und das wirksame Angebot, von der Kriegsgefangenschaft und/oder Sklaverei befreit zu werden im Austausch für die Entscheidung, durch Konversion volles Mitglied der „umma“ zu werden.

Dann kam es zur Phase der europäischen kolonialen Expansion. Zwischen 1800 und 1950 gab es nur sehr wenige Regionen der islamischen Welt, die nicht von der einen oder anderen christlichen Macht besetzt oder zumindest kontrolliert wurden. Mit den Soldaten, Geschäftsleuten und Kolonialbeamten kamen die christlichen Missionare, die durch die Einrichtung von Schulen, Krankenhäusern und Kirchen de facto zum Aufbau und der Erhaltung der kolonialen Infrastrukturen beitrugen. Diese Periode stellte für die Muslime eine traumatische und demütigende Erfahrung dar – vergleichbar der Erfahrung der christlichen Kirchen in der Zeit des muslimischen Kolonialismus der ersten Jahrhunderte des Islam.

Während der Zeit des westlichen Kolonialismus gab es zweifellos Muslime, die westliche Ideen und christliche Werte willkommen hießen. Die große Mehrheit der Muslime betrachtete es jedoch als unannehmbar, von Nichtmuslimen, d.h. „kâfirûn“ (Ungläubigen) regiert und nicht selten auch ausgebeutet zu werden. Heute, nachdem die Muslime ihre politische Unabhängigkeit wiedererlangt haben, sind wir Zeugen enormer Anstrengungen islamisch motivierter Gruppen, in Ländern mit muslimischer Mehrheit eine umfassend islamisch regulierte Ordnung einzuführen. Diese stark politisch orientierten islamischen Gruppen nehmen die früheste politisch-religiöse Verwirklichung des islamischen Ideals in Medina und unter den ersten Kalifen als Modell, wenn auch in ihrer eigenen Sicht und Interpretation. Sie sind fest entschlossen, mittels vom Islam bestimmter politischer Strukturen nichtislamische Einflüsse so weit wie möglich zu unterbinden und statt dessen voll und ganz die Autorität des islamischen Rechts, der Scharia, in allen Sphären des privaten und öffentlichen Lebens wieder einzusetzen und der traditionellen Ordnung und Herrschaft der „umma“ neu zum Durchbruch zu verhelfen. Die heute stattfindende Wiederbelebung und Selbstbehauptung des Islam als eine alle Bereiche des Lebens bestimmende Lebens- und Gesellschaftsform kann zu einem Teil – aber eben nur zu einem Teil – erklärt werden als religiöse, politische und wirtschaftliche Reaktion auf die Erfahrung des Kolonialis-

mus und der den Kolonialismus überdauernden vielfältigen Formen der Abhängigkeit von nichtmuslimischen Mächten und Faktoren sowie auch als der Versuch, die ideale (bzw. idealisierte) Frühzeit wiederherzustellen.

Weltweite Gegenseitigkeit in den Beziehungen zwischen Mehrheiten und Minderheiten

Wir haben auf Fakten und Erfahrungen, Haltungen und Sichtweisen hingewiesen, die bis heute in den verschiedensten Teilen der Welt die Beziehungen zwischen Muslimen und Christen belasten oder zumindest beeinflussen. Auf beiden Seiten leben Verletzungen, Ängste, Mißverständnisse und Mißtrauen fort. In West- und Mitteleuropa versuchen muslimische Gemeinden Strukturen aufzubauen, die es ihnen ermöglichen sollen, in einer eindeutigen Minderheitensituation ein integral islamisches Leben zu führen. Unter ihnen gibt es auch extreme, demokratische Werte und Strukturen potentiell – oder gar reell – untergrabende Strategien und Aktivitäten. In Asien und Afrika wie zum Beispiel in Nigeria, im Sudan, in Malaysia, aber auch in Pakistan widersetzen sich christliche Gemeinschaften muslimischen Versuchen, die Scharia als allumfassende Ordnung für den privaten und öffentlichen Bereich des Lebens einzuführen. Die Christen pochen darauf, daß christlichen Minoritäten in mehrheitlich von Muslimen bewohnten Ländern, einschließlich Saudi-Arabien, der Wiege des Islam, die gleichen Rechte zugestanden werden, die heutzutage in allen Ländern christlicher Tradition Minderheiten zugestanden werden (beispielsweise die private und öffentliche Feier der Liturgie, das Begehen der religiösen Feste etwa mit Prozessionen und öffentlichen Versammlungen, die Einrichtung und der Gebrauch von Kultstätten, die religiöse Unterweisung der Kinder in ihrer Religion, das Recht auf Religionswechsel usw.).

Vielen Muslimen fällt es schwer, zu verstehen und als gerechtfertigt anzuerkennen, daß christliche Gemeinschaften, die in mehrheitlich muslimischen Ländern leben, auf die religiöse und ideologische Freiheit des einzelnen und der Minderheiten pochen, besonders auch auf das Recht des Religionswechsels sowie auf das Recht der Verkündigung und Verbreitung der eigenen Religion in freier und rechtlich gesicherter Konkurrenz zum Islam und zu anderen Gruppen – Freiheiten, wie sie in der Charta der Menschenrechte der Vereinten Nationen festgeschrieben sind. Nicht wenige Muslime und muslimische Gruppen sind übrigens der Meinung, daß die Menschenrechte, so wie sie von den Vereinten Nationen formuliert worden sind, im vom Christentum dominierten Kulturkreis gewachsen sind und deshalb letztlich in dieser Form mit der von Gott selbst geoffenbarten Lebensordnung des Islam kaum zu vereinbaren seien. So haben eine Reihe von muslimischen Staaten in ihrer Gesetzgebung und Rechtspraxis noch nicht die positive Toleranz gegenüber anderen Religionsgemeinschaften und ideologischen

Gruppen festgeschrieben, die in unseren Tagen unvermeidlich in den verschiedensten Regionen und Staaten zusammenleben.

Muslime neigen dazu, die Forderungen christlicher Kirchen und anderer Religionsgemeinschaften nach voller Religionsfreiheit im Sinn der Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen als bewußte oder unbewußte Strategie der Schwächung und Unterhöhlung der religiösen Kohäsion und der Vitalität des Islam einzustufen. Auch sind sie davon überzeugt, daß die nach ihrer Meinung augenscheinliche Dekadenz und moralische Schwäche des Christentums in den pluralistischen und säkularisierten Gesellschaften weitgehend darauf zurückzuführen sind, daß die Kirchen den Pluralismus der Meinungen und Glaubenslehren mit dem Pochen auf die Religionsfreiheit des einzelnen stützen und so dem Säkularismus Vorschub leisten. In einigen islamischen Sprachen wird Säkularismus mit einem Terminus wiedergegeben, der wörtlich „Religionslosigkeit“ bedeutet.

Viele, wenn nicht die meisten gläubigen Muslime sind der Meinung, daß nur eine integral muslimische Gesellschaft dem „Angriff“ der modernen pluralistischen Welt widerstehen kann, eine Welt, die sie als un- oder gar antireligiös einstufen. So ist es zum Beispiel ein von muslimischer Seite nicht selten erhobener Vorwurf gegen die christlichen Missionare, daß sie auch heute noch fortfahren, die Einheit und Kohäsion der islamischen Lebensordnung bewußt oder zumindest de facto zu unterminieren. Anstatt den Muslimen zu helfen, die Praxis und das Verständnis ihrer eigenen Religion zu vertiefen – so heißt es in diesem Zusammenhang –, zielen die Missionare und ihre Strategien darauf ab, die muslimischen Gesellschaften und Gruppen zu säkularisieren bzw. im Glauben zu schwächen und anfällig für den Unglauben zu machen.

In ihrer Bewertung der missionarischen Bemühungen der anderen Seite kommen viele Muslime und Christen zu dem Schluß, daß Mitglieder der jeweils anderen Religionsgemeinschaft mit ihren Angeboten auf dem Gebiet der Erziehung (Schulen und Kollegien), Krankenpflege, medizinischer Hilfe sowie beruflicher Ausbildung und Hilfestellung angelockt werden mit dem Ziel, diese Personen schließlich zur Konversion im Sinn des Wechsels von der einen zu der anderen Glaubensgemeinschaft zu bewegen.

Dialog als wesentliches Element des missionarischen Zeugnisses

In dieser von Mißverständnissen, Ängsten und Mißtrauen geprägten Situation hat eine wirklich christliche Präsenz folgende Elemente zu berücksichtigen: exakte und umfassende Information über den muslimischen Mitbürger, so wie er ist und wie er sein will; der Wille, immer wieder im täglichen Leben als einzelner, aber auch als organisierte Gemeinde in Kontakt zu treten, Beziehungen zu schaffen; der Versuch, die Lebenswelt der Muslime von innen her zu verstehen, geduldiges

Ertragen der Fremdheit, der Barrieren, die sich aus der kulturellen Verschiedenheit ergeben; der Wille, den anderen (und zwar sowohl als einzelnen wie auch als Gruppe) anzunehmen und zu versuchen, auf Gemeinsamkeiten aufbauend eine harmonische und fruchtbare Form des Zusammenlebens zu entwickeln.

Die Grundlinien der idealen, korrekten Haltung des Christen gegenüber Personen und Gruppen, die dem christlichen Glauben nicht angehören, umreißt ein Dokument, das das damalige Sekretariat für Nichtchristen an Pfingsten 1984 unter folgendem Titel veröffentlicht hat: „Die Haltung der Kirche gegenüber den Anhängern anderer Religionen: Gedanken und Weisungen über Dialog und Mission“². Dieses vatikanische Dokument entstand als Frucht jahrelanger weltweiter Konsultationen und sieht interreligiöse Beziehungen im Geist des Dialogs als einen wesentlichen Aspekt der Sendung der Kirche und des Christen. Der Text betrachtet außerdem die Mission als eine vieldimensionale Realität und legt eingehend dar, in welcher Weise die Verkündigung und Verbreitung des Glaubens dem Geist des Dialogs widersprechen können und so zu verurteilen sind.

Seit Jahren ist immer wieder moniert worden, daß die Christen und Muslime in verschiedenen Ländern und Regionen und gar auf weltumspannender Ebene, wenn sie es nur ernst meinen mit dem Willen zum harmonischen Miteinander, einen gemeinsamen Verhaltenskodex entwickeln und für sich als verpflichtend anerkennen sollten, einen Verhaltenskodex, der von maßgeblichen Stellen beider Religionsgemeinschaften zu formulieren und durch gemischte Kommissionen zur Überwachung der getroffenen Vereinbarungen auf nationaler, regionaler und weltweiter Ebene zu sichern wäre. In einem solchen Text sollte die fundamentale Frage beiderseits beantwortet werden: „Welche Mittel sind geeignet und rechtmäßig, bzw. ungeeignet und unrechtmäßig da, wo es für beide Religionen darum geht, die Akzeptanz jener Werte zu stärken und auszuweiten, die zu verbreiten und vertiefen sie sich in einem bestimmten Kontext berufen wissen.“³

Wo und wenn immer Christen als Christen mit und unter Muslimen leben wollen, kommt es wesentlich darauf an, im Rahmen persönlicher sowie gemeinschaftlicher Begegnungen, kontinuierlicher Beziehungen und auch wissenschaftlicher Zusammenarbeit all das kennen und schätzen zu lernen, was der geschichtliche und heutige Islam in Glaube und Handeln an Positivem enthält. Dabei geht es darum, die Muslime und den Islam so zu verstehen zu suchen, wie sie sind, aber auch, wie sie ideal sein möchten. Im Geist so gelebter Beziehungen ergeben sich immer neue Anfragen an den eigenen Glauben sowie die Pflicht und das Privileg, dem andersgläubigen Partner respektvoll und doch auch ohne Scheu die Frohe Botschaft zu verkünden, d. h. im Sinn des Ersten Petrusbriefs (3, 15 f.) die Gründe für die christliche Hoffnung darzulegen und in Wort und Leben zu bezeugen.

Was ist es nun andererseits, was gläubige Muslime vom Islam denen vermitteln, die sich ihnen gegenüber geistlich öffnen? Das Eindrucksvollste am gelebten islamischen Glauben ist wohl das tiefe Bewußtsein von der Majestät und Gegenwart

Gottes, genährt und ausgedrückt im gelebten Glauben und in der Gebetspraxis zahlloser gelehrter und ungelehrter muslimischer Frauen und Männer. In diesem Zusammenhang hat mich über die vielen Jahre meiner Begegnung mit Muslimen in den verschiedensten Teilen der Welt immer wieder deren Bereitschaft berührt, von den Lehren und Werten des Islam zu sprechen und so den eigenen, gelebten Glauben zu bezeugen. Gleichzeitig beeindruckt immer wieder die Praxis des rituellen Gebets, in der unter anderem die Kohäsion der islamischen Gemeinschaft so eindrucksvoll zum Ausdruck kommt.

Wir müssen eingestehen, daß die christliche Praxis des Gebets und anderer Äußerungen des Glaubens, besonders im Umfeld der westlichen, hoch säkularisierten Gesellschaften, so privat, unregelmäßig und unvorhersehbar geworden ist, daß der sichtbare, die Sinne ansprechende Zeugnischarakter des Gebets in der Öffentlichkeit kaum zum Tragen kommt. Braucht der Mensch als einzelner und in Gemeinschaft nicht auch heute, gerade in der Anonymität der säkularisierten, pluralistischen Gesellschaft, das mit den Sinnen wahrnehmbare, mutige Zeugnis der Glaubenden, auch durch den öffentlichen und gemeinschaftlichen Ausdruck der Glaubensüberzeugungen? Hier ist ein weiteres Gebiet, auf dem die Christen viel von den gläubigen Muslimen lernen könnten⁴.

Damit wollen wir in keiner Weise das herunterspielen, was wir für das unterscheidend Christliche gerade auch gegenüber dem islamischen Glauben halten. In Jesus Christus, dem fleischgewordenen Sohn Gottes, ist uns die Fülle des Mysteries Gottes geoffenbart: die Frohe Botschaft von der Freiheit des uns in Christus geschenkten Heiligen Geistes. Der christliche Glaube verlangt danach, aus Liebe zu Gott und zu unseren Mitmenschen die Frohe Botschaft in Leben und Wort zu bezeugen. Als Zeugen des christlichen Glaubens sind wir aufgefordert, unseren muslimischen Schwestern und Brüdern genau das zu vermitteln, was die Christen der ersten Stunde den jüdischen Gläubigen ihrer Zeit vermittelten: die Botschaft von der neuen, umformenden Kraft des Auferstandenen. Diese gelebte Botschaft hatte die Kraft, viele Gläubige des jüdischen Volkes in Apostel und Jünger zu verwandeln und somit die früheste Kirche zu formen.

ANMERKUNGEN

¹ M. M. Nomani, *Islamic Faith and Practice* (Lucknow 1977) 117. ² AAS 76 (1984) 816–828.

³ Ch. Troll, Religiöser Wahrheitsanspruch u. gesellschaftspolitischer Pluralismus, in: *Eine Welt für Alle. Grundlagen eines gesellschaftspolitischen u. kulturellen Pluralismus in christlicher u. islamischer Perspektive*, hg. v. A. Bsteh (Wien 1999) (in Vorbereitung).

⁴ Am 7. November 1998 haben die Bischöfe Frankreichs in einem umfassenden Schreiben „*Catholiques et musulmans: un chemin de rencontre et de dialogue*“ (DC 1998, Nr. 2193) im Blick auf die neue interreligiöse Situation in Frankreich und Europa zentrale theologischen Fragen angesprochen und konkrete pastorale Weisungen gegeben. Dieses Dokument sollte baldmöglichst übersetzt und im deutschsprachigen Raum der Kirche zur Diskussion in Akademien und Gemeinden angeboten werden.